

Dankesrede zum *Literaturpreis des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst 2012*

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde. Einen Teil meiner Kindheit habe ich unter dem Tisch verbracht, unter dem Tisch unserer einarmigen, älteren Nachbarin, und mit einem Geruch in der Nase, der verströmte, wenn sie in dieser Höhlennähe auf dem Stuhl saß. Sie trug immer einen Rock mit Kittelschürze darüber. Die Wände waren aus aufgeschlagenen und übereinander gestellten Bilderbüchern, die bis zu den Zipfeln der Tischdecke reichten. Der Geruch war leicht und herb zugleich. Er hatte etwas Vertrautes und im wahrsten Sinne des Wortes Anrühiges, während ich mir mit der Taschenlampe die Illustrationen ansah und die Geschichten, sozusagen, von „Platons“ Höhlenwänden las. Vielleicht ahnen wir nur, wann die Momente in unserer Erinnerung zum Leben erwachen und daraus treibende Kräfte im Wirklichen werden oder Sehnsüchte wachsen oder eingehen. Und auch Erinnerungen, die wir nicht haben, gehören zum Leben. Ich weiß noch, wie Sand durch die Finger meines Freundes Enrico rieselte, als er einen Hühnergott aus der Hosentasche zog, den er aus dem Ostseeeurlaub mitgebracht hatte und mir zeigte. Ich war vielleicht zehn oder elf und hätte heulen können vor Neid. Ich habe Hainichen bis zu meinem 15. Lebensjahr nie länger als für einen Tag verlassen. Das Meer und seine Gerüche waren noch fern. Und ich erinnere mich an die Besuche im Heizungskeller, in dem mein Vater immer wieder gearbeitet hat, und an den Geruch der Kohlen und des Waschsandes und wie sich der schwarze Staub in den Nasenhöhlen sammelte. Oder an die Fahrten mit einem Kollegen von ihm, den ich manchmal in den Ferien begleiten durfte, um Verbandstoffe, die so frisch und rein rochen, von Familien abzuholen, die sich in sogenannter Heimarbeit etwas dazuverdienten. Einige Male hielten wir auf einem Hof und er zeigte mir unter großer Verschwiegenheit einen Schuppen, in dem der Sohn eingesperrt gewesen sein soll, weil er im Haus alles zerschlug. Ich habe ihn mir als wildes Kind vorgestellt, mit Fell am Körper, und ihn nie zu Gesicht bekommen. Seit vielen Jahren begleite ich geistig behinderte Menschen auf ihren Lebenswegen. Und das Fell wächst mir nun selbst. Oder ich sehe meine Tante Anni in schwarzer Lederschürze im Laden *HO Obst und Gemüse* stehen, wie sie die zappelnden Karpfen erschlug und die Innereien herauszog, und wie ich mir dabei nicht die Augen, aber die Nase zuhielt. Bei all diesen Gerüchen der Kindheit, Sie ahnen es, bleiben nicht viele Wege, entweder man wird HNO-Arzt, Parfumeur oder halt Lyriker. Ja, manchmal schließen sich die Kreise in aller Deutlichkeit und manchmal phantasieren wir in den Erinnerungen, ohne eigentlich zu wissen, wann wir ihnen nahe oder eins mit ihnen sind. Doch so, wie wir uns erinnern, und über diese Geschichten erzählen, gestalten wir unsere Wirklichkeiten mit. Das bewegt uns in den kleinsten Winkeln des Wahrnehmbaren und öffnet sie manchmal, um in die Weite sehen zu können. Eine Weite, die sich dann aber doch immer wieder zwischen unser Gesicht und den Spiegel stellt.

Einen anderen Teil meiner Kindheit, freilich den zeitlich umfangreicheren, habe ich im Freien, in der Natur verbracht. Die Welt in Hainichen und um die Stadt herum war damals groß und weitläufig. Nicht weltläufig, aber immerhin habe ich hier gelernt, das Leben zu sehen, wie es ist und vielmehr noch, wie es nicht ist. Aber im Grunde lernt man das wohl auf die eine oder andere Art überall. Und vielleicht war der Satz meines Physiklehrers Herr Höppner, der möglicherweise witzig sein wollte und sagte „Wind entsteht, wenn die Bäume wackeln“, ein Beginn, die Dinge aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Immerhin habe ich diese Erinnerung über 35 Jahre im Gedächtnis behalten.

Kann man wissen, wohin man geht, wenn man nicht weiß, woher man kommt. Ich mag es, wenn in Filmen der Mann oder die Frau nach Jahren an den Ort der Kindheit und Jugend zurückkehrt. Meistens gibt es dramatische oder mörderische Szenarien, die ich in meinem Leben nicht vermisste. Aber doch sind die Leichen im Keller lebendig. Sie denken sich uns aus und sind oft in unserer Nähe. Weggehen kann Flucht sein, Abenteuer, Neugier, kann Liebesgründe haben, berufliche, undsoweiter. Und Bleiben kann das natürlich auch. Aber die Keller verschwinden nicht und nicht die Leichen. Fast sind es mit den Jahren Vertraute geworden. Vertraute im Fremd- und Unterwegssein und im Nachhausekommen, wo immer das auch sein mag. Ein Zuhause ist die Sprache. Doch die Wirklichkeit mit ihrer zunehmenden Informations- und Wissensflut, ihren Wahrnehmungsebenen und Interpretationsmechanismen ist zu kompliziert und zu vielschichtig für die Alltags-Sprache. Doch die Poesie ist in der Lage, die Räume zwischen den Wirklichkeiten und in ihnen selbst zueinander zu bringen und auszufüllen. Und dem Leser eine Stimme zu geben, die er so noch nicht wahrgenommen hat.

Andreas Altmann, Ostragehege, Heft 69, 2013